

EIN PRATERMEISTERSCHÜTZE

Leopoldstadt (II)

Zwischen der neuen grellgelb gestrichenen Hochschaubahn und dem schon in die Jahre gekommenen Autoscooter betreibt Anton Steinmaßl seine Schießbude in bereits dritter Generation.

Gerne hätte er auch so ein rasantes Fahrgeschäft sein eigen genannt, am liebsten so eine Überschlagschaukel mit blinkenden Lichtern und lauter Musik, wohin die Jugend scharenweise drängt und wo man, vom Schaltpult aus, den Mädchen so schön unter die fliegenden Röcke schauen kann, aber wenn halt das Geld nicht langt, bleibt man gezwungenermaßen bei dem, was schon den Großvater leidlich ernährt hat.

„Western Shooter“ nennt sich das Etablissement ebenso exotisch wie martialisch und lockt Besucher mittels eines überdimensional an die Holzfassade gemalten Siouxindianerporträts in kampflüsterner Mimik sowie eines etwas einfältig dreinsehenden Cowboys an.

Auch im Inneren geht es mordsmäßig westernhaft zu. Die weißen Tonröhrchenreihen auf ihren Drahtgestellen, die es zu treffen gilt, symbolisieren je nach Schwierigkeitsgrad wilde Grizzlybären, friedlich grasende Bisons, gemächlich dahinziehende Planwagen oder regungslose Säulenkakteen.

Für sich als besonders treffsicher Haltende stehen noch an Schnüren vorbeifliegende Aasgeier oder rotierende Scheiben mit Cowboyhüten und Whiskeyflaschen bereit. Was jedoch ein John Wayne oder Wyatt Earp mit den ausgelobten Preisen in Form von Plüschtieren aller Arten und Papierrosen in diversen Größen angefangen hätte, bleibt fürderhin ein Rätsel.

Dies scheint einen ziemlich angeheiterten Herrn mittleren Alters in Begleitung einer viel jüngeren Dame nicht zu stören, denn er nimmt die wenigen Schritte zum Steinmaßl'schen Stand in einer kühnen S-Kurve und begehrt eine Flinte.

Herr Anton verweigert dies zunächst mit dem zuerst dezenten und dann deutlich vorgebrachten Hinweis auf den beträchtlichen Alkoholisierungsgrad des Praterflaneurs.

Wie immer in solchen Situationen zeigt sich auch dieser schießwütige Vergnügungssuchende uneinsichtig, ja er lehnt sich mit

seinem gesamten Gewicht an die Holzbudel, die darob ächzt, und sagt drohend: „Hearst Flocki, i bin a zohlender Kunde, und waunst net stante pede a Puffn ummareibst, daun hol i an Schmier, daun bist dein Gewerbeschein los!“

Herr Anton, der weniger Bedenken bezüglich des angesprochenen Dokuments hegt als vielmehr die behördliche Aufmerksamkeit aufgrund der eindeutig chinesischen Herkunft seiner Trophäen samt deren unverzollter Existenz scheut, wägt beide Risiken sorgfältig ab und folgt demgemäß eine Waffe aus.

Innerlich verflucht er jedoch seine erprobte Geschäftsphilosophie, dass sämtliche Gewehre die Tendenz aufweisen, nach links zu ziehen. Deshalb sucht er vorsichtsweise die äußerste rechte Ecke seines Standes auf, als der promillehaltige Klient nunmehr das Feuer eröffnet.

Umso größer ist sein Erstaunen, als sämtliche Schüsse in rascher Reihenfolge mit kurzem harten Klack ihr Ziel finden und die Splitter der Tonröllchen nur so herumfliegen.

„Nochlodn!“, verlangt der Herr und wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß vom Gesicht.

Herr Anton schiebt ein neues Stangenmagazin in die Halterung und die zweite Serie gleicht der ersten aufs Haar.

„Warn Sie beim Bundesheer?“, fragt Herr Anton fassungslos.

Der Schießgast lacht herablassend auf und sagt schlicht, nachdem er die nächste Trefferfolge gelandet hat: „Fremdenlegion!“

„A so!“, meint Herr Anton ehrfürchtig und beeilt sich zum dritten Mal, die Waffe erneut scharf zu machen.

Auch die nächsten vier Magazine gehen ohne Fehlschuss hinaus, dann legt der Fremdenlegionär a.D. das Gewehr zurück und schnauft: „I maan, jetzt reicht’s!“

„Aber gwiss!“, versichert Herr Anton und überreicht eilfertig einen großen Strauß roter Papierrosen.

Der Beschenkte mustert verächtlich den Strauß und knurrt: „Siebzg Euro fia so a bissl a eigfarbts Klopapier auf Spreissln? I maan, i traam! Die Uschi mechat den Panda do obn!“

Dabei zeigt er auf ein schwarz-weißes Plüschungetüm vom Ausmaß eines gut genährten Taferlklasslers, das unter einer angestaubten Zellophanhülle ein jahrelanges Wartedasein auf dem

höchsten Regal fristet. Statt des Mundes trägt dieses Riesenvieh ein aufdringlich rotes Filzherz von der Größe eines Paradiesers.

Herr Anton kratzt seinen ganzen Mut, den er gegen einen ausgemusterten Vertreter der Légion étrangère aufzubringen vermag, zusammen und stammelt: „Da müssen da Herr aber noch einmal sechs Treffer auf die kreiselnde Scheibn da mit die Cowboyhüat zsammbringen!“

„Is aa guat!“ Der derart Herausgeforderte wischt sich diesmal mit einem karierten Sacktuch über den schwitzenden Nacken: „Sagn S', Master, Sie habn net zufällig a Schluckerl Züüwossa fia mi!“

Entgegen seiner Gewohnheit fischt Herr Steinmaßl eine noch halb gefüllte Flasche Slibowitz unter der Budel hervor und schenkt dem Bedürftigen ein Stamperl des vom Bertl-Onkel im Burgenland Selbstgebrannten ein.

„Aaaah!“ Der Meisterschütze stößt dankbar einen zwetschgenaromatisierten Rülps hervor, ergreift gestärkt die Luftdruckbüchse und patsch, patsch patsch, patsch, patsch, patsch prangen in jedem der wild rotierenden Stetsons saubere Löcher dicht oberhalb der Hutkrempe.

„Gratuliere!“ Herr Anton zieht eine kurze Leiter herbei und holt mit ihrer Hilfe das Pandariesenbaby in seiner knisternden Hülle von seinem luftigen Ausguck herunter, das er respektvoll überreicht. Dazu hat er allen Grund, denn mit Steinmaßl'schen Gewehren ein fehlerloses Schießergebnis zu erzielen, allerhand!

Mit dem ehrfurchtsvollen, weil fachmännischen Schauder eines Veteranen, der selbst einmal Pulverdampf geschmeckt hat, blickt er dem sich entfernenden Paar samt dessen geplüschten Zuwachses nach.

Ungefähr zwei Wochen später ist es, dass sich der nämliche Praterbesucher schwer auf die Holztheke des „Western Shooter“ stützt, den gleichen Rausch im Gesicht, allein die Begleitung hat gewechselt.

„Amoi schiassn, Master!“

Ein schwächtiges Männchen, das seit gut zehn Minuten vergeblich bemüht ist, für die daneben stehende Frau Gemahlin eine

Papierrose zu gewinnen, fühlt sich durch den harten Aufprall gegen die Unterlage, auf die es sich verzweifelt stützt, gestört und raunzt: „Net woggl!“

„Nau, vielleicht treffn S' wenigstens daunn amoi wos, waun ana woggl!“ , versetzt Herr Anton unwirsch und folgt dem schwankenden Neuankömmling anstandslos das Gewünschte aus.

„Hearn S' , Sie kennan do so an Bsoffanan ka Gwehr in die Haund druckn! Dea schießt jo damit waas God wo hi!“ , lässt nun auch die bessere Hälfte des bisher glücklosen Schützen ob der unwillkommenen Konkurrenz mit scharf akzentuiertem Vorwurf verlauten.

Herr Anton, der schon aus berufsbedingten Gründen ballistischer Kunstfertigkeit ein hohes Maß an Anerkennung entgegenbringt, erwidert ebenso schroff: „Passn S' auf, gnä Frau! Hoitn S' gfölligst die Pappulatur! Dea Herr do trifft mit jedem Schwüü no hundert Moi bessa ois wia Ihna blinda Uhu do, dea mia nua de Hintawaund znogt und sunst nix!“

„A so a Frechheit!“ , empört sich die Gemaßregelte, „kumm Ernstl, des hamm mir nötig ghabt, dass mir do brennan und uns dafia no von so an Praterproletn Grobheitn sogn lassn miassn!“

Dabei zieht sie ihren Ehegespons, der folgsam das Gewehr fallen lässt, am Arm davon und verhindert somit erfolgreich, dass es weitere Fahrkarten absetzt.

„Hobn S' recht, Sie Urschl!“ , schreit Herr Anton, nunmehr pleno titulo Praterprolet, aufgebracht, „pockn S' Ihnan scheanglatn Goatnzweig zsamm und kaufn S' eam aum nextn Kiatogstandl a Stoppegwehr! Do brauchn S' net amoi in Deckung geh, waunn a vua Ihna steht!“

Während dieses unliebsamen Disputes hat unser schwer bezeichneter Meisterschütze dieweilen die erste Trefferserie gelandet. Herr Anton schiebt das nächste Magazin nach und dieses wie auch die restlichen gehen ohne Fehl und Tadel hinaus.

Diesmal unaufgefordert, offeriert der Standinhaber wieder einen Zwetschgernen vor der Nummer mit den rotierenden Wild-West-Chapeaus und ist eine halbe Minute später auf der Leiter unterwegs, um den Panda, der in der kurzen Zeit noch keine Gelegenheit gefunden hat, völlig zu verstauben, seinem neuen Besitzer

zu übergeben, der ihn trotz heftigen Schnackerlstoßens äußerst galant an die Gefährtin weiterreicht.

Wiederum sind einige Wochen ins Land gezogen und der Herbst zeigt deutlich, dass es ihm mit der baldigen Abreise ernst ist. Die Praterbäume, wenn nicht schon gänzlich mit kahlem Geäst, entlassen die letzten gelben und braunen Blätter, damit sie der kühle Wind in staubigen Wirbeln davonträgt, die Wasserrutsche gleich neben dem Riesenrad hat mangels Attraktivität bereits den Betrieb eingestellt und die wenigen Gäste im Biergarten vom „Walfisch“ und dem „Schweizerhaus“ behalten trotz Sonnenschein die Jacken an.

Da entdeckt Herr Steinmaßl plötzlich seinen Meisterschützen in der spärlichen Menschenmenge, diesmal jedoch in einer weiblicher Begleitung, welche altersmäßig eher in dessen Kategorie spielt, und, was besonders erstaunlich ist, augenscheinlich vollkommen nüchtern.

Ebenso ungewöhnlich, dass der Betreffende keine Anstalten unternimmt, wieder einmal seine Schießkünste zu demonstrieren, ja es kommt Herrn Steinmaßl sogar vor, als würde er krampfhaft jeden Blickkontakt meiden und seine Schritte noch beschleunigen.

Da war er bei Herrn Anton an den Falschen geraten! Dem ist, zumindest was potentielle Kundschaft betrifft, noch nie einer ausgekommen.

„D’Ehre, da Herr! Woin ma heut net vielleicht da Dame wieda so an schenan Panda schiassn, ha?“

Der Herr scheint kein Interesse zu haben, denn er schüttelt nur unwirsch den Kopf und strebt eilig weiter. Die Dame hingegen stoppt abrupt und biegt drohend auf Herrn Steinmaßl zu: „Wos soll das heißen? Hat mei Mau vielleicht scho do fia iagnda Flitschn a so a Pandaviech gschossn?“

Dabei sieht sie nicht, dass der Göttergatte hinter ihrem Rücken abwechselnd heftig abwehrend mit den Händen fuchtelt und einen Vogel deutet.

Jetzt beweist Herr Anton veritable psychologische Fähigkeiten. Würde er nur sagen: „Pardon, Gnädigste, eine Verwechslung!“, würde das Paar den Spaziergang fortsetzen und das Geschäft wäre

im Eimer. So aber hebt auch er beschwichtigend die nicht ganz sauberen Hände und säuselt: „Aber gnä Frau! Net wia Se manan! Gaunz hoamlos! Nua fia so a klans Madl ...!“

„De klan Madln kenn i!“, die derart als Gnädigste apostrophierte zeigt sich ganz und gar nicht als solche, „kla fielleicht im Hian, owa sicha net do!“ Und dabei deutet sie auf ihre eigene nicht allzu gering geratene Oberweite. „Owa guat, waun a scho es gaunze Gerschl fia seine Schnalln vapuifat, daun kaun a ma wenigstns aa a so an Teddybärn, an chinesischn, schiassn! Geh her, Ferdl, jetzt kaunst zagn, wos d' kaunst!“

Der Herr Ferdl schleicht mürrisch heran und, könnten Blicke töten, hätte er gar nicht das Gewehr gebraucht, nach dem er nun widerstrebend greift.

Herr Anton richtet derweilen eilfertig die Stehleiter, um den zu erwartenden Schützenpreis in Form des voluminösen Riesens pandas augenblicklich von seinem luftigen Sitz herunterholen zu können.

Aber was war das? Herr Anton reibt sich die Augen. Die ersten sechs Schüsse waren heraußen und kein einziger hat das anvisierte Ziel in Form der schmalen Tonröhrchen getroffen! Während sich der heute offenbar indisponierte Meisterschütze unter den missbilligenden Augen seiner besseren Hälfte die Stirne abtupft, erkundigt sich Herr Anton besorgt: „Aber gnä Herr! Wos is denn heit mit Ihna los? A Schluckerl Züüwossa gefällig?“ Mit diesen Worten langt er bereitwillig nach der Slibowitzflasche unter der Budel, aber der Gefragte wehrt unwillig ab, während die Gemahlin mit scharfem Ton bekundet: „Danke, mein Mann trinkt nicht!“

Herr Anton, der sich lieber die Zunge abgebissen hätte, als diese Behauptung zu korrigieren, schiebt ein frisches Magazin in die Flinte und meint tröstend: „Oisa, probian S' as hoit no amoi!“

Doch wieder bleibt das Ergebnis hundertprozentig hinter den Erwartungen aller Anwesenden zurück, sodass nach der sechsten Fahrkarte Herr Ferdinand den Kopf beutelt und das Gewehr resigniert ablegt: „A wos, des hot kan Wert!“

Seine Göttergattin hingegen nimmt jetzt megärische Züge an: „A so is des oisa! Fia so a ausgschamtes Praterban kaun da feine

Herr gaunz gwiß den größtn Flohfaunger do aum Staund zsamm-schiassn! Wer waabß, wia vüü Hundata dabei umasunst in d' Luft puivert wordn san! Owa fia de eigane Ehefrau is a net im Staund, wenigstns so a vahungats Papiableaml zu derklatschn! Nau woat, Freinderl, bis mia dahaam san, do kaunnt di gfrein!“

Herr Anton empfindet angesichts solcher Drohung Mitleid mit seinem Geschlechtsgenossen und pflückt, ganz gegen seine Gewohnheit, eine schlichte Plastikrose von der Stellage und überreicht sie der mittlerweile furiosen Dame: „Bittschön, wenigstens einen kleinen Trostpreis für die werte Frau Gemahlin!“

„Danke!“ Die werte Frau Gemahlin nimmt das Präsent mit spitzen Fingern entgegen, als handelte es sich um ein gebrauchtes Kloutensil, und zieht den kleinlauten Ehegespons am Arm energisch aus der Sichtweite, nicht aber aus der Hörweite des „Western Shooter“ und seines Betreibers. Ihre Tiraden sind auch noch deutlich vernehmbar, nachdem die beiden bereits beim Langosstand um die Ecke gebogen sind.

Herr Anton versucht nunmehr sein aus den Fugen geratenes Weltbild über die Schießkunst wieder ins Lot zu bringen und bedient sich dazu selbst mehrerer Schlucke aus der Slibowitzflasche.

Allein, die Geschichte nimmt ihn derart in Anspruch, dass er auch in Anbetracht des vorherrschenden flauen Geschäftsganges beschließt, ausnahmsweise früher Feierabend zu machen und den Rollbalken herunterzulassen.

Sein Weg durch die hereinbrechende Dämmerung über die breite Zufahrtsstraße Richtung U-Bahn-Station führt ihn am altehrwürdigen Praterrestaurant „Zum Walfisch“ vorbei, und dort erblickt er durch den Gitterzaun im fast menschenleeren Gastgarten unter einer bereits weitgehend entlaubten Kastanie einen einzelnen Besucher sitzen, der trüben Sinns in sein leeres Bierglas starrt und dabei zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand eine Plastikrose zwirbelt.

Herr Anton fasst sich ein Herz und betritt den Garten durch das weit geöffnete Tor.

Seine Schritte knirschen und rascheln auf dem laubübersäten Kies, sodass der solitäre Gast aufblickt, wohl in der hoffnungsvollen Erwartung eines nachschubbringenden Kellners.

Beim Anblick von Herrn Anton jedoch verfinstern sich seine Züge und mit durch das kahle Gezweig hallendem Vorwurf schleudert er dem sich Nähernden entgegen: „Nau, Se föön ma grod no zu mein Glick! Se hobn mi heit jo schee in die Scheissgossn eingrittn! Gegn die Diskretion von eich Hutschnschleidara is a jede Noschmoaktstandlerin jo gerodezua a Beichtgeheimnis!“

„Pardaun!“, stößt Herr Anton, der soeben den Tisch erreicht hat, hervor, „Se sehn mi eh untröstlich! Owa wea kaun denn aunan, dass Se heit goa nix treffn? Des woa jo zu die letztn Male wie Tog und Nocht! Waunn S' da Gattin den deppatn Panda gschossn hättn, waar eh wieda ollas in Butta gwesn! So vüü Menschnkenntnis deafn S' ma scho zuatraun!“

„Hean S'! Ihnare guatn Rotschläg kennan S' Ihnan jetzt aum Nabel pickn, vastengan S' mi? Und jetzt haun S' Ihna iwa de Heisa und ruafn S' ma an Ober!“

„Sogn S' ma nua aans no, gnä Herr, daun bin i scho fuat!“, fleht Herr Anton in der Gewissheit, andernfalls heute nicht schlafen zu können: „Wia kaun a Koryphää, a so a Robin Hood mitn Luftdruckgwehr wie Sie, auf amoi deaoat nebn de Schuach schtehn?“

„Des is gaunz aafoch“, röhr't der entzauberte Kunstschütze mit entwaffnender Offenheit, „waun i mit meina Oidn untawegs bin, deaf i nix trinken. Und oisa Niachtana triff i nix. Des woa scho in da Fremdnlegiaun so!“

DIE BESTIE VON SCHÖNBRUNN

Hietzing (XIII)

An einem warmen Septembernachmittag überfällt Frau Maislinger, eine resolute Witwe von sechzig Jahren und untadeligem Ruf, mit einem Mal das Gefühl, die Stuckdecke ihrer eleganten Hietzinger Wohnung fiele ihr auf den Kopf, und sie beschließt spontan, sich zur Erbauung noch einige Stunden im nahegelegenen Tiergarten Schönbrunn zu ergehen.

Ihr Mann, gewesener Ministerialrat im Landwirtschaftsministerium, hat ihr eine schöne Pension hinterlassen, so dass sie mit den materiellen Gütern dieser Erde reichlich versehen ist.

Wäre da nicht die Einsamkeit! Nach dem plötzlichen Tod des geachteten Beamten verloren sich nämlich schnell die Kontakte im Bekanntenkreis, was Frau Maislinger der ungerechten gesellschaftlichen Gepflogenheit zuschreibt, dass nämlich verwitwete Herren unversehens in den Fokus alleinstehender Damen geraten und darüber hinaus ihren Freundeskreis behalten, während zurückgelassene Ehefrauen, wenn schon nicht, wie in Indien und anderen exotischen Regionen, auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, so doch gezwungen sind, fortan ein eremitenähnliches Dasein zu führen.

Seit ihre beste Freundin Charlotte, der ein ähnliches Schicksal drohte, vor zwei Jahren zu ihrem Sohn und dessen Familie nach Mödling gezogen ist, was die dortige Eheharmonie bis zum heutigen Tag einer andauernden Belastungsprobe unterzieht, fühlt sie sich wie ein weiblicher Robinson Crusoe, der von Freitag, wie man auf gut Wienerisch sagt, „den Gstiß gekriegt“ hat.

Dass die Isolation vielleicht auch ein wenig ihrer, zeitweise an Bösartigkeit grenzenden Persönlichkeit, welche schon dem Herrn Ministerialrat außerhalb des Amtes das Leben nicht immer einfach gestaltet hat, geschuldet ist, kommt ihr jedoch nicht in den Sinn.

So jedenfalls verfügt sie über ausreichend Muße, sich für den Ausgang zu präparieren, und sie schwankt eine halbe Stunde lang zwischen dem beigeen Kostüm und dem grünen Kleid, ehe sie sich für einen blauen Rock samt cremefarbener Bluse entscheidet.

Sie betritt unter dem luxuriösen Klirren zweier verschieden langer Halsketten und einiger Goldreifen um das Handgelenk den Schlosspark beim Kaiserstöckl, wandert am Palmenhaus und Schmetterlingshaus entlang, bis sie das Kassenhaus am Eingang des Tiergartens erreicht. Missbilligend konstatiert sie, dass ein paar junge Mütter mit Kindern bereits um Karten anstehen, wobei der Nachwuchs fröhlich kreischend zwischen und unter den grün gestrichenen Gestängen, die die Besucherschlangen kanalisieren sollen, herumtollen.

„Wos do fia Proletn mit ihra Bruat in letzta Zeit heakumman, is direkt a Schaund fian Beziak“, murmelt sie leise und vergisst, dass sie eine geborene Krcec ist und der Großvater noch als „Ziegelofenböhm“ am Wienerberg geschuftet hat.

Ein Mädchen kommt jetzt den Zehen der misanthropisch eingestellten Ministerialratsgattin bedenklich nahe.

„Nau? Kaunst net aufpassen?“, fährt diese den kleinen Störenfried an und reibt kurz mit der Handtasche auf. „De aufputztn Trutscherln soitatn iare Gfrasta aa besa eaziagn“, denkt sie grimmig, während das Kind erschreckt zu seiner Mutter flüchtet, „so an Bangert deafst heitzutag net amoi mea ane schmian! Des is zu unsara Zeit no gaunz aundas gwesn. Und? Hot 's uns wos gschodt?“

Zusätzlich zum Eintrittsbillett ersteht sie, weil sie ja ein Herz für Tiere besitzt und es sich leisten kann, ein Säckchen Futter, das man hier für die Insassen des Streichelzoos anbietet.

Ihr erster Gang führt sie an die Anlage der Flusspferde. Aber außer einem mit Sand bestreuten Betonoval und einem trüben Tümpel, zu dem eine Rampe hinunterführt, bietet das Areal keine weiteren Attraktionen.

Sie wendet sich an einen, durch seine Khakiuniform kenntlich gemachten Zoobeschäftigten, der schwitzend eine Scheibtruhe mit welchem Grünzeug quer über den Platz schiebt.

„Tschuldigung, owa wo is denn des Nüüpfad?“

Der Mann bleibt stehen, stellt den Schubkarren für einen Moment ab und wischt sich mit einem großen roten Sacktuch über die Stirn: „Na, wo wiad 's scho sei? Entweda drinn oda heraußtn! In Urlaub haum ma 's jedenfalls net geschickt!“

„Hean S', redn S' kann Bleedsinn! I woazerst drin, do woaz ka Nüüpfed, und jetzt bin i heraußtn, und do is aa ka Nüüpfed!“

„Nau daun is woascheinlich“, bei diesen Worten bekommt der Blick des Tierpflegers einen neidvollen Zug, „im Wossa! Untertaucht!“, schiebt er als Zusatzinformation nach.

„Und wia soll i 's do sehgn?“

„Gaunz aafoch! Entweda Sie woatn, bis eam d' Luft ausgeht und 's wieda auffakummt, oda Sie kaufn Ihna beim Eingaung a scheene Aunsichtskoatn!“

„Des is doch die Höhe! Do valaungan s' fuffzehn Euro Eintritt und daun soi ma si no a Fotomontasch von die Viecher kaufn! Do kaun i jo glei dahaam bleibn und in an Búdabiachl blattln!“

„Daun bleibt no a dritte Meglichkeit: hupfn S' eam noch!“

„Wean S' net ausföllig, Sie! Sunst beschwea i mi iwa Ihna beim Pechlaner! Wos is, waun des Viech iwahaupt nimma auftaucht, weu 's datrunkn is?“

„Sie, Frau, des Viech haaßt Nüüpfed, weu's im Wossa dahaam is. Des dasauft net so aafoch wia a Tofeklassla im Jörgerbad! Und waun, kauf ma uns a neix!“ Damit beendet der Mann seinen zoologischen Exkurs, nimmt die Scheibtruhe wieder auf und stapft davon. Man kennt ihm deutlich an, dass er es vorziehen täte, würde Frau Maislinger auf die zuvor ventilierte dritte Möglichkeit zurückgreifen.

Frau Maislinger ihrerseits verspürt wenig Lust, weiterhin in der prallen Sonne auf ein im kühlen Nass zufrieden vor sich hin grundelndes Hippopotamus zu warten und setzt den Rundgang fort. Zwecks Abkühlung sucht sie das Arktisgehege der Pinguine auf und starrt im Dämmerlicht enttäuscht durch die Glasscheibe auf eine Gruppe regungslos verharrender Königspinguine, bis es ihr nach zehn Minuten zu bunt wird.

„Hean S', de erinnan mi aun de Owakellner vom Restaurant Grabeneck, de rian aa ka Uahwaschl, bevua s' net an Schmattes eigsteckt hom! Und aussadem stinkt's do herinn noch Fisch!“, moniert sie bei einem Besucher, der neben ihr das zugegebenermaßen sehr statische Treiben der Vögel beobachtet.

Allerdings dürfte jener mehr Einsicht in die natürliche Verhaltensweise der unter derart schwerer Kritik stehenden Tiere vor-

zuweisen haben: „Nau, wegn Ihna wean de Pinguin a Trapeznumma eistudian und Pfeffaminzzuckerln fressn! Aum Südpoi is koit und drum spoan de Viecha Energie!“

„Waun's koit is, hupft ma ummanaund, daß an woam wiad!“, erklärt Frau Maislinger kategorisch und verlässt den Besserwisser samt den befrackten Langweilern.

Im Elefantengehege prustet sich gerade eine Kuh mit einem fehlenden Stoßzahn genüsslich eine Ladung Staub per Rüssel über den Rücken, worauf Frau Maislinger fluchtartig das Weite sucht. Staub hat ihr die benachbarte Baustelle in der Stoesselgasse voriges Jahr genug beschert!

Die Bärenanlagen erweisen sich als verwaist, da sich sämtliche Insassen in die schattigen Höhlungen zurückgezogen haben, im Reptilienhaus ist es zu stickig, das Rosa der Flamingos verhält sich für ihren Geschmack zu aufdringlich, der Aasgeruch, der die Geier-Volière umdünstet, bereitet ihr in Verbindung mit den von Fliegenschwärmen umschwirrten Gerippen Übelkeit und vor den Bassins der Robben herrscht zu viel Betrieb.

„Wos die Leit aun so an Tiergoatn finden“, überlegt sie, „is ma schleiahoft!“

Eine Portion Erdbeergefrorenes im Caférestaurant Kaiserpavillon, jenem von Franz Stephan I. im Zentrum der damaligen Menagerie errichteten Barockbau, entschädigt für die durch die wenig kooperative Fauna des zoologischen Gartens erlittene Unbill. Noch mehr hebt die Stimmung, dass der jungen Aushilfskellnerin, die von ihr lautstark heruntergemacht wird: „Fräul'n, a so a koits Eis zu serviern is a Impertinenz von Ihna“, die Tränen in die Augen steigen.

Beim Kramen in der Handtasche nach dem Portemonnaie fällt ihr wieder das Futtersäckchen in die Finger: „Jessas, bei die Afferln woar i jo no net!“

Auf dem Weg dorthin prüft sie kritisch das Nuss-Rosinen-Potpourri und erwählt erneut einen zufällig des Weges daherkommenden Zoomitarbeiter zum Opfer ihrer Beschwerde: „Sie, riachn S' amoi!“ Mit diesen Worten drückt sie dem Bedauernswerten die Papiertüte gegen die Nase.

Der retiriert entgeistert: „Wos soll i?“

„Riachn! Des Gigerlfuatta ranzt jo schon! Dabei hob i's erst vua ana Stund aun da Kassa kauft!“

„Nau jo!“, begütigt der Bedrängte, „wissen S', unsare Viecher san net so haklich. Und waun's eana goa net schmeckt, spuckn s'as eh aus ...“

„Ausspuckn! Des glaub i! Um des Gööd fia dem schimplatn Froß hätt i in jedn Wiatshaus a aunständichs Beefsteak kriagt! Kostn S' nua!“

„Mia scheint, gnä Frau, Sie haum an Stich von da Sunn! Waun Ihna vos net passt, beschwern S' Ihna in da Direktiaun! Hawedehre mit Lins!“

Der Tiergartenadlatus kehrt Frau Maislinger schroff den Rücken. Im Davongehen vernimmt man sein lautes Schimpfen: „I glaub goa, bei uns sitzn zeitweis die Foischn hinta de Gitta!“

Solche Respektlosigkeit, die man in dieser verkommenen städtischen Einrichtung dem p.t. Publikum zuteil werden lässt, verdirbt Frau Maislinger den Gusto auf weiteren Aufenthalt.

Das Säckchen mit dem beanstandeten Studentenfutter wirft sie einfach zu Boden, damit „des Gsindl wenigstns vos zum Oaweitn hot!“

Schnurstracks dem Ausgang zueilend, passiert sie ein Großkatzengehege und wird das erste Mal an diesem Nachmittag von einer gewissen Faszination in Bann gezogen. Keine zwei Meter vom Gitter entfernt, so dass man beinahe, gäbe es da nicht die Absperrung, das schimmernde Fell mit dem ausgestreckten Arm hätte berühren können, ruht das Prachtexemplar eines Tigers im schattigen Grün. Frau Maislinger drängt darob den einzelnen Herrn, der genau vor dem Raubtier steht, rustikal zur Seite und bedenkt das majestätische Geschöpf mit bewundernden Blicken.

„A Manderl“, konstatiert sie zweifelsfrei und fachmännisch, denn befinden sich ihre ungenützten Hormone auch schon seit geraumer Zeit im Winterschlaf, vorhanden sind sie dennoch.

„Jo jo, sowos brauchat ma hoit aa amoi wieda, des waar ...“ Plötzlich wird sie gewahr, dass sie in ihrer Versunkenheit zu vernehmlich geseufzt hat, denn der Herr neben ihr inspiziert sie auf einmal mit so sonderbarem Gesichtsausdruck, deshalb sucht sie schnell nach einer unverfänglichen Fortsetzung des Satzes, und

weil ihr spontan nichts Besseres einfällt, ergänzt sie laut: „Des waar a scheena Pöözmaunt!“

Im gleichen Augenblick verzerrt sich die Miene des anderen zu einer angewiderten Grimasse und er schnauzt: „Oisa, es Fraunzimma seids scho von an bsundan Schlog! Do liegt da König des Dschungls, der vos in sein Revier Aungst und Schreckn vabreitet, in seiner gaunzn Grandiosität vua eich und es denkts nua daraun, wia S' eam ois Wintajoschi in eicha Fetznkammerl hänga kennts!“

Die ungebetene Einmischung in ihre intimen Gedankengänge bringt Frau Maislinger stante pede vom erotischen Trampolin herunter und sie höhnt retour: „Geh, spüün S' do kan Konrad Lorenz, jo? König des Dschungels! Aungst und Schreckn! Do loch i ma an Hoizfuab! Dea büslt im Gros und schnoacht dabei, daß eam auf da Gloriette obn no hean!“

„Nau, miad is a hoit, des Viecher! Is jo kaa Wunda bei dera Hitz, net!“ Wie zur Bestätigung reißt der durch den geräuschvoll geführten verbalen Zwist aus dem Tiefschlaf geweckte Kater den Fang auf, präsentiert seine gelben Reißzähne und gähnt herzhaft mit gerollter Zunge.

„Genau so seids es Maunnsbüda! In gaunzn Tog auf da fauln Haut liegn und auf d'Nocht trotzdem no zu ollem z'miad sei!“ Der letzte Teil des Satzes enthält eine vorwurfsvolle Anspielung, die dem Gegenüber nicht entgangen ist.

„Net!“, ruft er, „net vawechsln S' Ihna Simandl dahaam mit uns aundare Männer, die vos ian Fraun diesbezüglich kan Grund zua Kloge gebn!“

„Wos ealaubn S' Ihna, Sie ausgschaumta Hallawachl? I hob ka Simandl zhaus, mei Herbert, Gott hob eam söölig, woar a kreizbraver Mau und hot olle seine Pflichtn tulli ealedigt, daß S'as nua wissn!“

„Na, daun wean S' hoit jetza an fadn Gschamstara hobn, weil S' a goa so guat Bscheid wissen!“

„Sie!“, schreit Frau Maislinger erbost, „a Dame wia i hot kann Gschamstara!“

„Des kaun i ma jetzt wida sehr guat vuastööhn!“, höhnt der Herr unter anzüglichem Grinsen.

„Hoitn S' jo Ihna Revolvergoschn ...“

Schade, dass Frau Maislinger vorher das Studentenfutter so achtlos entsorgt hat, diesem Frechling hätte sie es nur allzu gern in die hämische Visage geschüttet.

Da erhebt sich der in seiner friedlichen Siesta gestörte Tiger mit indignierter Pose, dreht das Hinterteil dem Gitter zu und, die lärmende Quelle der Unruhe einwandfrei identifizierend, versprüht einen massiven Harnstrahl über Frau Maislinger. Dann schreitet er würdevoll von dannen.

Die ist außer sich: „Hobn S' des jetzt gsehn?“, kreischt sie im höchsten Diskant, „des gstraafte Miafadl hot mi glott aupischt! Lochn S' net, sunst kumm i in d'Hitz!“

„Des glaub i weniga, uijeh, haha, Sie san jo eh grod glöscht wuan!“

„Nau woat!“ Als urindampfende Furie stürzt sich die Ministerialratswitwe auf ihren, von Lachbauchkrämpfen geschüttelten und daher weitgehend wehrlosen Spötter, um ihm ein ritterlicheres Betragen einer in Not geratenen Dame gegenüber einzubläuen.

„Oisa, waun i 's eich sog!“ Herr Blahowez, der Großkatzenpfleger, labt sich vorerst mit ausgiebigem Zug an der Bierflasche, ehe er am Abend im ungläubig dreinschauenden Kollegenkreis die unterbrochene Erzählung fortsetzt: „Wia mia de Hüüferufe vom Sultan sein Gehege gheat haum, samma natialich glei hiigrennt. Unsa drei Maun haum ma braucht, daß ma des oide Banagstööh von dem oaman Lackl owazaht haum! Zerst hob i scho glaubt, mia miassn unsa Tierärztin rufn, damit s' dera Xanthippe a Jaukerl vapasst. Dea Gsöo hot nocha ausgeschaut, ummadum zkrotzt, wia waun a beim Sultan drin biwakiat hätt! Na, ois wos recht is, owa so a Bestie hot da Schönbrunna Tiergoatn in seine gaunzn zwaahundatfuffzg Joahr no net kennt!“

FLORIDSDORFER TEUFELSAUSTREIBUNG (XXI)

Oh Fasching, jährlich ebenso wiederkehrende wie ersehnte Zeit bunter Lampions, vielfarbiger Girlanden und munterer Korian-doli. Du närrischer Rausch, in verschwitzten Masken und wunder-samen Gewändern gelebter, uralter Menschheitstraum wahrge-wordener Metamorphose, burleskes Rollenspiel und Harlekinade, unbeschwerte Stunden losgelösten Ichs, bis die letzten grellen Lichter erlöschen und die graue Laterne eines fröstelnden Morgens Schminke und Tränen gleichsam bescheint!

So poetisch geht es in den Räumen und Hinterzimmern der Vorstadtwirtheuser und Beisln bei den zahlreichen Gschnas-festivitäten freilich nicht zu, aber eine Hetz ist es allemal.

Und die Symbolträchtigkeit der Verkleidungen stimmt auch: hier der Astronaut, dem schon auf der Rolltreppe schwindlig wird, dort der Admiral, welcher bereits in der Badewanne von der Seekrankheit überwältigt wird, da der laszive Vamp in schwarzen Netzstrümpfen und roter Perücke, der als bürgerliche Hausfrau im Pfarrgemeinderat sitzt, der Sandler, im Zivilberuf honoriger Sparkassenfilialleiter, die überwuzelte ägyptische Prin-zessin, die auf Zimmerkuchlkabinett logiert, der beburnuste Ölscheich, der nicht weiß, womit er die nächste Rate für sein Auto begleichen soll, und der furchteinflößende Henker in der Person des Justizwachebeamten Rivola.

Umgekehrt wäre es fatal, beim Herrn Kuntschak, der ausge-rechnet als Sauschneider repräsentiert, mit weißer Gummischürze ausgestattet, einem eindrucksvollen Plastikmesser mit täuschen-dem Kunstblut darauf und einem Blecheimer voll zuvor mit Zweigelt eingefärbten Griesnockerln als Gonadenimitate, auf heimliche Kastrationsängste zu schließen! Die auf seinem Küchen-tisch gestapelten Gerichtsaufforderungen bezüglich ausstehender Alimentationszahlungen sprechen eindeutig dagegegen!

Herr Wolfgang Redlich wählt sein Kostüm zum *VII Originäu Floridsdorfer Faschingsbau*, wie das verheißungsvolle und in leichter Selbstironie gehaltene Ankündigungsplakat an der Eingangstür zum beliebten Gasthaus Fuhrmann verspricht, mit der gleichen

Bedachtnahme wie die Jahre zuvor, da es sich auch um das gleiche Kostüm wie alle Jahre zuvor handelt. Herr Redlich pflegt nämlich stets als Teufel zu gehen! Die satanische Hülle hat schon mehr als sechzig Saisonen auf dem Fellbuckel und stammt noch aus dem Nachlass vom Onkel Heinrich, der einst lebenslustig im sonnigen Grein an der Donau damit zur Krampuszeit junge Mädchen und brave Winzerfrauen geängstigt hatte.

Der Pelz weist zwar schon einige Brandlöcher von unachtsamen Nikotinjüngern auf, aber das Prunkstück stellt nach wie vor die schwere buchsbaumene Maske, von unbekannter Künstlerhand geschnitzt, dar. Die wulstigen Lippen sind zu einem diabolischen Grinsen gearbeitet, analog in seiner Einzigartigkeit höchstens mit dem, freilich anders gearteten, Lächeln der Mona Lisa! Und die bösertige Ausformung der Augenpartie verschafft selbst dem kalbsäugigsten Träger einen wahren Höllenblick. Kein Vergleich zu den handelsüblichen roten Pappmacheelarven, mit denen jeder aussieht wie ein gehörnter Südländer mit Sonnenbrand!

Frau Redlich indessen wird heuer auf den Ballbesuch notgedrungen verzichten müssen. Ihre körperliche Neigung zur ausufernden Korpulenz erlaubte ihr schon in der Vergangenheit lediglich das Standardkostüm Salome mit den sieben Schleiern, in welchem sie, wie es Herr Nußbeugl, ein alter Freund der Familie, so launig ausdrückte, eher aussieht wie sieben Salome unter einem Schleier! Nun musste Frau Redlich vor einigen Tagen sogar verdrießlich feststellen, dass sie nicht einmal mehr in den äußersten hineinpasst. Darüber hinaus wäre eine singulare Tüllhülle an einer ehrbaren Bürgersfrau, die sich morgen wieder auf der Straße blicken lassen muss, doch etwas gewagt, selbst zu Carnivals Regentschaft!

Deshalb verfügt sich Herr Redlich diesmal ohne weibliches Korrektiv in den bereits wogenden Trubel des *Originäu Floridsdorfer Faschingsbau*, wo ihn hinter dichten Rauchschwaden unter anderem sein alter Freund Nußbeugl herzlich begrüßt. Herr Nußbeugl geht heuer, ungeachtet der Tatsache, dass seine Figur frappant seinem Familiennamen ähnelt, als Schwerathlet. Dazu trägt er den schmächtigen Körper von einem gelb-schwarz quergestreiften Einteiler bedeckt und als wichtigen Hinweis auf seine wahre

Berufung und um möglichen Verwechslungen mit der Biene Maja zu entgehen, eine zwei Meter lange schwarze Kugelhantel, allerdings aus tragekomfortgemäßem Schaumstoff gefertigt.

„Servas Höllenfürst!“, ruft der rudimentäre Herkules, „wo is denn die werte Frau Gemahlin?“

„Die sitzt dahaam und schaut si *Wetten dass* au, solaungs no wenigstns auf die Couch passt.“ Herr Redlich vergönnt sich zum Aufwärmen mehrere doppelstöckige Becherovka, ehe er das Assortiment an tanzwilligen Damen in Augenschein nimmt. Er passt dabei den alten Spruch „Wenn die Katze *aus* dem Haus ist ...“ seiner persönlichen Situation an: „Wenn die Katze *zubaus* ist, hat die Maus umso mehr Kirtag!“

Eine einsame Venus an der Bar scheint sich anzubieten. Wie weiland Josephine Baker in ihrem Bananenröckchen schmückt sie sich mit einem solchen aus exotischen Blättern und trägt auch über den Brustwarzen jeweils nur ein gezacktes Folium! Offenbar stellt sie in dieser frugalen Verhüllung eine Dschungelschönheit dar.

Mit belzebübischem Grinsen und dem Charme des gewieften Eintänzers nähert sich Herr Redlich dem Urwaldmädchen: „Nau, Miss Jane, heit ohne Tarzan untawegs? Deaf i bittn?“

Die verwaiste Beauté taxiert den haarigen Schwerenöter und drückt dann die halbgerauchte Memphis im Aschenbecher aus: „Okei, owa gschwind, solaung mei Freind, da Gustav, no aum Heisl is!“

Während die Band einen sehr langsamen, eng zu betanzenden Foxtrott, in gigoloschen Fachkreisen auch *Nabelreiber* genannt, intoniert, zeigt sich Herr Redlich von seiner wissbegierigen Seite: „Sogn S', haum Sie unta Ihnan Bletschnkittl no wos aundas aa au?“

„Des tät Ihna intressian, was?“

„Na freulich! Bis zum Heabst mecht i net woatn ... haha!“

Da unterbricht eine schwere Hand auf Herrn Redlichs Schulter die angeregte Konversation. „Moch an Obflug, Zwetschgnkrampus! Die Puppri steht net auf deine griaslatn Saffaladeschmäh!“

Man sieht es dem vom WC retierierten Gustav, unter dessen Matrosenruderleibchen sich der Brustmuskel wie ein Marssegel bei Windstärke zehn bauscht, an, dass es ihm ernst ist.

Doch Herr Redlich, durch den Karlsbader Kräuterliqueur und die höllische Aura seiner Aufmachung in fataler Weise ermutigt, räumt nicht so ohne Weiteres das Terrain: „Geh loß di eimagarian, gstarzta Schinaklbua, des Madl is froh, waun s' amoi mit wem taunzt, dea kane so Elefauntnstampfa hot wia du!“

„Jetzt reiß deine gspitztn Uahwaschln auf, du Zwuckerl! Waunst net glei an Lüftler in die aundare Richtung mochst, drah i da 's Gsicht auf an zweitn Oasch zsaum, daß d 's nexte Moi mitn Heisl-papia de Zähnt putzt!“

Der eindeutig auf Kriegskurs segelnde Süßwassermaat unterstreicht seine Ankündigung mit einem Magenbeugl in die bepelzte Thoraxregion seines Nebenbuhlers, der diesem das Salzwasser in die Augen treibt.

Herr Nußbeugl erbarmt sich seines Freundes und geleitet ihn aus der Gefahrenzone an seinen Tisch: „Geh Fraunz, des hot kann Weat net! Loß die bledn Weiwagschichtn, trink ma liawa wos Aunständigs!“

Und Herr Redlich, dessen Unternehmungsgeist momentan ebenso angeknackst ist wie zwei seiner Rippen, lässt sich anstandslos überreden.

Als er dann schließlich vor dem Amtshaus am Spitz die letzte Straßenbahn, die „Blaue“, nach Strebersdorf erklimmt, trägt er ebenfalls einen kleinen Floridsdorfer Spitz in sich. Unabsichtlich streift er dabei den einzigen Fahrgast, einen sichtlich Betrunknen, der zusammengesunken auf dem Sitz hockt und halb in den Gang hineinragt.

Der schwer Angeheiterte, jählings aus seinen promilleträchtigen Träumen gerissen, reißt plötzlich die Augen auf: „Jessa, jetzt is so weit, daß mi da Leibhoftige beim Gnack hot! Weiche hinweg, Satanas und tua ma nix!“ Dabei fasst er beschwörend Herrn Redlichs noch immer kostümierten Arm.

„Heast, Tipplbruada, oogfüüda, loß mi aus! Fiaht si do auf wia a Baumpaletsch beim easchtn Krampus! Auslossn, du Trottl!“

„Jo!“ greint der andere, „haaß mi nua an Trottl, weu 's woa is! Dreißg Joa hot ma mei Oide predigt, Koarl, hot s' gsogt, Koarl, sauf net so vüü, sunst hoit di amoi da Teife, und wia ma siacht, hot s' recht!“

„Mia scheint, du host scho Entzugseascheinungan, du augschwabte Rauschkugl! Geh, pipperl weida, vüü Hirnzöön san bei dia eh nimma zum Vanichtn!“ Herrn Redlichs Bestrebungen, sich zu befreien, enden jedoch im eisernen Griff des verzagten Illuminierten.

„Aa wieda wo! Is eh scho wuascht! Waast wos, Beelzebua, lod mi hoit no auf a Viaterl ein, owa gschwefelt, i maan grebelt, muaß a sei! Waunst kann Gumpolds host, tuat 's a Brünnastraßla aa, Hauptsoch ka siadans Öö!“

Ein weiterer Griff des sich in der Hölle Glaubenden löst Herrn Redlich den mephistophelischen Schwanz ab. Der reißt sich jetzt die Maske herunter und brüllt: „Fetznschädl traamhappata! Sixt jetzt, daß i a Mensch bin?“

Im selben Augenblick verwandelt sich der bisher larmoyante Rausch in eine aggressive Variante. Schwankend erhebt sich der Trunkene zu einer beachtlichen Größe: „A so schauts aus? In Luzifer spüün und hoamlose Hackler, die wos auf d' Nocht hundsmiad von da Oaweit haamfoan, mitn Teifeschmäh roin? Nau, dia wea i 's gebn, du foischa Luzifer! Dia hau i jetzta echte Heandln!“

Der sich in seiner transzendenten Vorstellung schmählich getäuscht Sehende drängt Herrn Redlich gegen den Fahrscheinentwerter und beginnt eine Serie von traktierenden Püffen.

„Zu Hüüfe!“, schreit der infolge seiner frakturierten Rippen zur Genüge blessierte Herr Redlich, nach vorne zum Triebwagenführer, obwohl es streng verboten ist, mit dem Fahrer zu sprechen. Jener erkennt im Rückspiegel das wüste Geschehen, ruft über Funk die Zentrale und wartet an der nächsten Haltestelle das Eintreffen der Funkstreife ab.

So lange hat der gemartete Redlich freilich nicht Zeit! Er entledigt sich in einem Anfall panikartiger Häutung der irreführenden Umhüllung und flüchtet aus dem Waggon ins nur Minus zwei Grad kalte Freie der sternklaren Floridsdorfer Nacht.

Beim Eintreffen von Anton zwei trifft die Besatzung somit auf einen bis auf die Unterwäsche entblößten und wie ein Kluppenackl scheppernden Ballbesucher voller Desparation hinter dem Wartehäuschen und im Inneren des geheizten Wagens auf den Betrunkenen, der triumphierend das im Stich gelassene

Krampuskostüm schwenkt: „Wos woits denn, Buarschn? Is eh nix gschehgn! Nua a klana Foi von Exoazismus! Sowos mochn s' drunt im Fatikan jedn Tog ... glaubts ma's!“